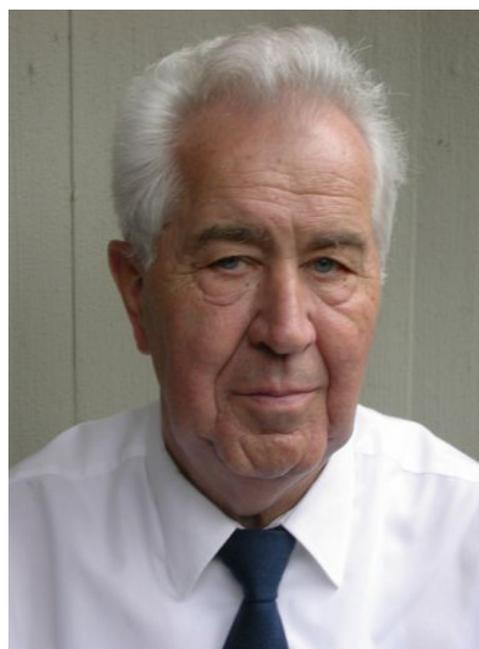


INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Schuster, einem Ihrer Artikel¹ entnehme ich, dass Sie sich schon früh für fremde Kulturen und vor allem für Sprachen interessierten. Wie kamen Sie schließlich zur Völkerkunde?

Meine Eltern hatten Bekannte in Brasilien, die nach dem Ersten Weltkrieg aus Frankfurt dorthin ausgewandert waren. Wir hatten über Briefe persönliche Beziehungen mit ihnen, und daraus entwickelte sich für mich der Wunsch, Portugiesisch zu lernen. In Offenbach, meinem Heimatort, belegte ich noch zu Reichsmark-Zeiten zwei Kurse bei einer Spanierin, die fließend Deutsch sprach und die beiden iberischen Sprachen beherrschte. Während zweier Jahre lernte ich bei ihr mittags nach der Schule zunächst Portugiesisch, später Spanisch; zudem wuchs mein Interesse an Südamerika. Ich wollte mich ganz allgemein mit diesem Raum und seiner Geschichte befassen, und relativ schnell kam die Beschäftigung mit den indianischen Kulturen dazu. Zu dieser Zeit wurden im Religionsunterricht auch die historische Entwicklung und die kulturelle Relativität religiöser Werte diskutiert, ich wollte dabei auch Material von weiter entfernten Regionen einbringen. Also fuhr ich, damals 17 Jahre alt, nach Frankfurt ans Frobenius-Institut und ließ mir Literatur zu Religionen südamerikanischer Indianer geben. Dabei traf ich auch Jensen.

Ich bin 1930 geboren. In meiner Jugend änderte sich alles, worin wir groß geworden waren. Von daher gab es neue Orientierungen in alle Richtungen und eine Menge Diskussionsstoff. Die Texte, die ich von Professor Jensen am Frobenius-Institut erhielt, waren von Herbert Baldus, der meines Wissens schon in den zwanziger Jahren nach Brasilien emigriert war, dort bei indianischen Gruppen Feldforschungen durchgeführt und darüber publiziert hatte; diese Texte waren für mich der Einstieg in die Religionsethnologie.



Woher wussten Sie vom Frobenius-Institut in Frankfurt?

Das war eine Art Allgemeinwissen; man kannte Leo Frobenius, so wie man Sven Hedin oder Alfred Wegener kannte. Nur Humboldt war für mich damals noch fern. Schon als Kind interessierte ich mich für die historischen Aspekte der Geographie und für Entdeckungsexpeditionen – so stieß ich auf all diese Autoren, unter denen auch Frobenius war. Zudem hatte meine Mutter in den zwanziger Jahren in Frankfurt studiert, und obwohl sie dann heiratete und ihr Studium nie abschloss, war Frobenius ihr ein Begriff. Er kam damals gerade aus München an den Main und verursachte - wenn ich es so ausdrücken darf - eine ganze Menge Stör- und Nebengeräusche. Erstaunlicherweise waren jene, die ihn nach Frankfurt beriefen, keineswegs so randständige Fachvertreter wie er selbst, sondern etablierte Ordinarien klassischer philologischer bzw. religionswissenschaftlicher Fächer, wie Herman Lommel, Walter F. Otto, Karl Reinhardt und andere.

Man muss zudem wissen, dass Frobenius in den zwanziger Jahren eine enorme Anziehungskraft für jene Leute hatte, die damals eine offene und suchende Geisteshaltung hatten. Daraus ergab sich ein enorm weit gespanntes Beziehungsnetz.

Wie waren Ihre ersten Eindrücke von Jensen?

Jensen war ein schlanker, zurückhaltender Norddeutscher: sehr freundlich, stets korrekt, nie unbeherrscht, im Auftreten und in der Lebensführung bescheiden. Man bemerkte an ihm schnell eine gewisse Sympathie und Zuwendung. Als ich ihn wegen der Materialien für den Religionsunterricht zum ersten Mal besuchte, brachte ich natürlich mein letztes

¹ Meinhard Schuster, Studenten- und Assistentenjahre im Frobenius-Institut 1948-1965, in: Paideuma: Mitteilungen zur Kulturkunde, B.49, S. 7-29, 2003.

Schulzeugnis mit. Das war damals ganz selbstverständlich. Er schaute es sich wohlwollend an und sagte zu mir, ich solle jetzt mal mein Abitur machen und danach wieder kommen. Er war nie drängend oder werbend, sondern beinahe zögernd; doch von Anfang an war zu bemerken, dass seine Zurückhaltung primär äußerlich war. Jensen machte immer einen sehr seriösen und sachbezogenen Eindruck. Die wissenschaftlichen Texte und Arbeiten, die er bekam, las er äußerst genau und reagierte sachlich darauf, nicht emotional.

Delegierte er einen Teil seiner Aufgaben, oder hatte er lieber stets vollen Zugriff im Institut?

Jensen delegierte durchaus, aber doch stets auf dem Boden seiner leitenden Position, die auch eine väterliche war, obwohl von ihm zu den Nächstgeborenen - er war Jahrgang 1899 - nur ein knappes Jahrzehnt lag. Aber er war halt derjenige, der Frobenius am längsten und besten gekannt hatte, und er war der erste Habilitierte, 1933. Von daher hatte er eine innerlich dominierende Stellung, die von niemandem - gerade weil er so zurückhaltend war - attackiert wurde. Er war nie verletzend und kehrte nie den Chef heraus, das hatte er nie nötig; das hat mir sehr imponiert. Er hat gezeigt, dass man nur solchen Leuten Macht geben sollte, die sie nicht anstreben, nämlich denen, die sie wahrnehmen und als Pflicht ausüben, die sich aber nicht darin in ihrer Persönlichkeit verwirklichen wollen und dann über alle Stränge schlagen. Aber seine amtlichen Funktionen nahm Jensen sehr bewusst, sehr genau wahr. Das Beispiel dafür ist der Umlauf der Akten: da gab es ein Kürzel für jeden und da gab es einen Stempel - das waren die Älteren, Niggemeyer, Petri, Hissink und Klein, die waren da eingedruckt -, und dann waren noch drei, vier Kürzel vom jüngeren Volk drum herum, die das auch lesen sollten. Wir wussten Bescheid, was andere machten. Er war also durchaus ein organisatorisch aktiver Chef. Seine Zurückhaltung löste sich eigentlich erst, wenn es ans Feiern ging. Er riss aber keine Witze und machte nicht den Unterhalter, sondern er organisierte und wollte, dass die Sache dann ordentlich ablief. Es gab noch Leute, die das Feiern - wie er - bei Frobenius erlebt hatten. Es war ein festfrohes Haus: der Krieg war vorbei.

Angeblich war es anfangs gar nicht sicher, ob Jensen der Nachfolger von Frobenius werden würde – auch Hans Rhotert und Ewald Volhard stellten Ansprüche.

Ja, auch sie hatten lange mit Frobenius gearbeitet, aber Jensen war 1938 eben der Einzige, der habilitiert war, seit 1933 an der Universität Frankfurt lehrte (»Völker- und Kulturkunde«) und zudem auf mehrere erfolgreiche ethnologische Feldforschungen (Südafrika, Äthiopien, Indonesien) verweisen konnte. So stellte sich, als Frobenius 1938 starb, nur kurz die Frage nach dem Nachfolger: Jensen wurde zum kommissarischen Leiter von Institut und Museum bestellt. Ewald Volhard, der promovierter Germanist war und seine Arbeit über den Kannibalismus als Habilitationsschrift verfasst hatte, konnte sich noch 1941 in Berlin habilitieren, fiel dann aber an einem der letzten Kriegstage bei Cleve. Hans Rhotert, der sich insbesondere der Felsbildforschung zugewandt hatte, wurde später Direktor des Linden-Museums in Stuttgart und blieb dem Frobenius-Institut in besonders herzlicher Weise verbunden.

Als Sie 1948 mit dem Studium begannen, war Helmut Petri da bereits als Assistent von Jensen tätig?

Ja. Helmut Petri war zunächst wissenschaftlicher Assistent und wurde Ende der vierziger Jahre habilitiert. Er blieb weiterhin am Frobenius-Institut, bevor er 1958 nach Köln berufen wurde. Daran erinnere ich mich so genau, weil ich auf die frei werdende Stelle nachrücken konnte, nachdem ich zuvor für zwei Jahre ein Stipendium der DFG erhalten hatte.

Sie waren also noch sehr jung, als Sie die Assistenz antraten?

Eigentlich nicht – ich war 28 Jahre alt. 1956 war ich promoviert worden, zuvor war ich von Februar 1954 bis August 1955 mit Otto Zerries in Südamerika – genauer gesagt in Venezuela. Eigentlich hatte ich eine Doktorarbeit über die Kopfjagd in Indonesien begonnen, doch dann ergab sich plötzlich die Möglichkeit, an dieser Expedition teilzunehmen. Regional war ich noch nicht so festgelegt, ich interessierte mich für Südamerika, besuchte aber genau so oft die Veranstaltungen von Petri, zumal zur Südsee. Damals war das Studium ja noch vergleichsweise frei in der Gestaltung, und wir freuten uns, wenn die Lehrenden etwas Spannendes anboten.

Soweit ich weiß, bot damals Hermann Niggemeyer am Museum Bestimmungsübungen an. Was muss man sich darunter vorstellen?

Sehen Sie, Jensen war kein handwerklich geschickter Mann, er war Mathematiker und Philosoph und kam nach München, wo das Frobenius-Institut damals war, mit dem - wie die Jüngeren sagten - Geigenkasten unter Arm, und hat sich dort auf eine Stelle als Verwaltungsleiter beworben. Auch später, in den Besprechungen, arbeitete er virtuos mit Zahlen, darin waren wir weniger gut. Während seiner Jahre am Institut hatte er die abstrakte religionsethnologische

Ausrichtung immer beibehalten.

Jensen hat sich für materielle Kultur eigentlich weniger interessiert, sie aber wohlmeinend betrachtet und dafür gesorgt, dass die jungen Leute damit vertraut wurden und sich nicht zu früh in andere Bereiche verliehen. Aus diesem Grunde gehörten zwei Übungen im Museum unter Niggemeyers Leitung - der darin voll aufging und das prima machte - dazu. Man ging in den Bunker im Frankfurter Stadtteil Riederwald, mit seinen Einzelzellen für 20 bis 30 Leute, wo die Museumsgegenstände, die im Krieg vor allem durch Karin Hissink vor der Zerstörung gerettet worden waren, nach Herkunftsräumen geordnet lagen. Normalerweise waren solche Museumsobjekte ausgelagert in Schlösser im ländlichen Raum. Diese Sachen kamen dann zurück und brauchten einen Raum in Frankfurt, weil das Thurn-und-Taxis'sche Palais, was das großartige barocke Institutsgebäude früher war, zerstört war. Niggemeyer suchte eine Gruppe von circa 50 Gegenständen von einem Gebiet heraus, und die sollte man bearbeiten – nicht bestimmen, denn dass sie zu diesem Gebiet gehörten, davon ging man erst einmal aus. Niggemeyer sagte: »Bearbeiten Sie mal hier die Krise aus Borneo!«, und dann lagen da eine Menge Krise, und meine Aufgabe war es, in die Bibliothek zu fahren - man fuhr eine halbe Stunde mit der Straßenbahn - und dort die Borneoliteratur heranzuziehen, damit in den Bunker zurückzufahren und die Krise dann dort zu beschreiben. Man saß allein in diesem Bunkerkämmerchen einen Vormittag, hatte einen Tisch, nebendran waren die Regale mit den Gegenständen, die dort offen lagen. In einer Ecke hatte man seinen Stapel mit den 10-15 Büchern. Man musste die Gegenstände beschreiben, vermessen, die genaue Herkunft finden, das Material bestimmen, das Tier bestimmen, von dem die Haare waren, die an so einem Kris hingen. Also die möglichst genaue Beschreibung entweder durch unmittelbares Wissen oder durch die Literatur von Autoren, die die Krise noch in Gebrauch gesehen hatten – d.h. Stücke, die aus dem Handel kamen, waren dann schwierig zu beschreiben, da gab es meist keine direkten näheren Angaben. Man las dann die Kapitel Krise, Kriegführung, Kopffjagd, Zierrat und Ornamente, um nähere Informationen zu finden. Durch die unterschiedliche Kategorisierung der fremden Lebenswelt durch den Autor merkte man: der eine schrieb in diesem Kapitel über den Kris, der andere in jenem, was eine umfassende Lektüre notwendig machte. Diese verstreuten Angaben fasste man dann in einer Beschreibung des betreffenden nummerierten Einzelstücks auf seiner Museumskarte zusammen, die die knappe Herkunftsinformation im Eingangsbuch ergänzte. Manchmal gab es dann vielleicht noch ein Foto oder eine Zeichnung. Dann lieferte man das Herrn Niggemeyer ab, der daraufhin sagte: »Das stimmt!« oder »Gucken Sie doch noch mal nach.«

Zudem gab es noch Übungen, bei denen es nicht um die Bestimmung einer abgegrenzten Gegenstandsgruppe ging, sondern um alles, was man von einer Kultur an Artefakten im Museum hatte. Das waren etwa 50 Gegenstände, nach denen man die Texte über jene Kultur durchforsten musste.

Noten gab es keine. Jensen und Niggemeyer meinten dann, es wäre gut oder nicht so gut.

Empfanden Sie diese Übungen als eine gute Form des Lernens?

Ja, ich denke schon. Es war hilfreich, die verschiedenen Objekte auch mal in die Hände zu bekommen. Das erzeugte eine besondere Art von Schauer, denn man war in Kontakt mit einem Maximum an eindrücklicher Authentizität. Ich selbst übernahm diesen Ansatz später auch in meiner Lehre in Basel, obwohl sich die Akzentuierungen im Fach nach 1968 doch ein bisschen verschoben haben. Als ich studierte, war ja die Mehrheit der großen Ethnologen an Museen tätig.

Was geht Ihrer Meinung nach verloren, wenn Studierende keinen Kontakt mehr mit den Objekten aus den Museen haben?

Mich persönlich hat es damals fasziniert, aber das ist von Student zu Student gewiss sehr verschieden. Wenn man Gegenstände auswertet, die man nicht nur hinter Glas oder auf Abbildungen gesehen hat, scheint mir das für die sinnliche Wahrnehmung in unserem Fach natürlich wichtig. Auch für den quellenkritischen Ansatz spielt es eine Rolle, denn durch den direkten Kontakt mit den Objekten ist es eventuell eher möglich, herauszufinden, ob Autor A oder Autor B wohl eher recht hatte. Es waren ja durchweg Leute aus unserer Welt, die sich ausdachten, wie es in den jeweiligen anderen Lebenswelten sei. Doch sobald man mit dem Objekt selbst konfrontiert ist, es sortieren und wahrnehmen soll, ist man oft ein wenig hilflos. Man kann nicht so einfach Aussagen treffen, wenn man sich nicht selbst in der Lebenswelt des jeweiligen Objektes bewegt. Da fehlt ein Verbindungsglied, was man durch die Feldforschung ein wenig ausgleichen kann.

Anhand der Objekte gelingt aber zumindest ein kleiner Einblick; daher organisierte ich mit den Studenten in Basel auch Übungen mit Kolleginnen und Kollegen vom Museum, etwa zu den nordamerikanischen Mokassins. So etwas funktioniert natürlich nur, wenn eine hinreichend große Zahl an geeigneten Sammlungsgegenständen vorhanden ist, die zudem nicht zu empfindlich sind. Auch kann man solche Übungen nur mit einer überschaubaren Zahl von Studierenden durchführen, denn wo soll man über hundert Hauptfachstudierende unterbringen und sie richtig anleiten? Niggemeyer hat z.B. auch immer darauf geachtet, dass man die Dolche vorsichtig aus der Scheide nimmt. Er erzählte die Geschichte, wie jemand mit einem vergifteten Pfeil aus der Leipziger Sammlung in Kontakt kam und davon immer wieder eitrig

Wunden bekam. Wir lernten also nicht zuletzt einen sorgfältigen Umgang mit den Objekten. Dazu kommt, dass die Gegenstände oft auch Gebrauchsspuren aufwiesen, etwa am Griff, wo an oft berührten Stellen Fettflecken entstanden. So wurde der körperliche Umgang mit den Originalen trotz der fernen Lebensrealität nachvollziehbarer.

Sie gingen mit Otto Zerries als recht junger Student ins Feld. Wie kam es dazu?

Organisatorisch war es so: Jensen wurde nach Ende des Zweiten Weltkriegs wieder rehabilitiert, er hatte sich ja auf keinerlei Verstrickungen mit den Herrschenden des Dritten Reiches eingelassen. Er lehnte ein Angebot aus Mainz ab und entschied sich für die Uni in Frankfurt. Die anderen Institute in Deutschland waren personell ja deutlich kleiner. Jensen hingegen hatte eine relativ breite Basis, auch um Anträge an die DFG zu stellen. Er war ein seriöser und erfahrener Mann, auch auf dem Gebiet der Feldforschung. Also bekam er die Gelder für die erste Nachkriegs-Expedition - nach Äthiopien 1950/52 - ohne Probleme bewilligt. Daran nahm neben Eike Haberland auch Jensens dritte Frau, Elisabeth Pauli, teil, die besonders auch wegen ihres herzlichen Wesens am Institut geschätzt und im Feld wie zu Hause als Malerin und Zeichnerin tätig war. Nach der erfolgreichen ersten Expedition, die zum Teil auch durch die deutsche Industrie mitfinanziert wurde - Mercedes stellte zum Beispiel für einen Teil der Reise einen LKW zur Verfügung -, konnte Jensen 1954/55 eine zweite Forschung in Äthiopien organisieren. Auch Zerries und Petri wollten nach ihren früheren Erfahrungen wieder raus ins Feld. Petri war ja vor dem Zweiten Weltkrieg in Australien gewesen, und Zerries hatte als junger Student an der Libyen-Expedition unter Rhotert teilgenommen. Andere Personen aus dem Mittelbau des Instituts waren zuvor noch nicht mit eigentlichen ethnologischen Aufgaben im Feld gewesen, für sie bot sich jetzt eine Möglichkeit: Es entstand eine Gruppe von vier oder fünf Leuten, die Feldforschungen für den Zeitraum von ein oder zwei Jahren machen wollten.

Zerries hatte mich angefragt, weil er mich von den Übungen her kannte und wusste, dass ich mich für Südamerika interessierte. Da sagte ich natürlich zu. Das geschah auch im Einverständnis mit Jensen und Petri, den Dozenten, und so reiste ich mit in den Süden Venezuelas.

Ich war dann also als junger Mann mit dem sehr fairen und zurückhaltenden Zerries bei den Waika, und wir hatten uns gewissermaßen von selbst darauf geeinigt, dass er den ganzen religionsethnologischen Bereich bearbeitete. Wir waren in keiner Weise Konkurrenten, ich untersuchte Sozialordnung und materielle Kultur. Wir legten eine Sammlung an und wohnten in einer Palmhütte am Rande des Dorfes.

Hatten Sie sich im Vorfeld die Sprache der Waika angeeignet?

Das ist ein spezielles Kapitel: Bis auf ein paar Wörterlisten von Theodor Koch-Grünberg, die er 1911/12 verfasst hatte, war fast nichts bekannt. Es existierten noch einige Vokabeln, die der schwedische Forscher Salathé zusammengetragen hatte, aber mehr gab es nicht. Als wir am Fluss Orinoco ankamen, war auch die New Tribes Mission - eine fundamentalistische US-amerikanische Mission - gerade dabei, ihre Tätigkeit aufzunehmen. Für uns war vor allem eines ihrer Mitglieder namens Paul Barker von Bedeutung, der zwar keine akademische Ausbildung erhalten hatte, aber über sehr gute linguistische Kenntnisse verfügte, besonders im Umgang mit bisher ungeschriebenen Sprachen. Das beruhte wiederum auf einem Projekt, das nach Kriegsende im westlichen Nordamerika entwickelt worden war, wo ebenfalls die New Tribes Mission Kontakt zu den indigenen Gruppen aufgenommen hatte. Es gab von ihnen Schriften darüber, wie man deren Sprachen verschriftlichen könne, darin waren die Missionare trainiert - nicht in einem historisch-philologischen Sinne, sondern eher in der Erkennung von Wörtern aus gesprochenen klanglichen Abfolgen. Diese Wörter schrieben sie auf, machten sie wiederholbar, übten langsam deren Gebrauch. Nach und nach wollte man auf diese Weise auch Rückschlüsse auf die Grammatiken ermöglichen. Also saß Barker mit Jeans und Hemd in der Waika-Siedlung zwischen beinahe hundert Menschen und schrieb laufend auf, was sie sagten. Die Kommunikation lief meist über Gebärden und Tauschgesten. Dabei kommt es natürlich zu Missverständnissen, wie schon ein Beispiel bei Koch-Grünberg zeigt: Er lief an einer Schale mit grünlicher Manioksuppe vorbei, deutete auf die Speise und wollte das Wort dafür wissen - man teilte ihm aber den Wortlaut für »Das ist grün« mit. Solche Situationen gab es sehr oft, auch bei uns. Sechs Monate lang versuchten wir jeden Tag, ihre Sprache etwas besser zu lernen, und kamen nur langsam voran. Bei der Benennung von Objekten ist es vergleichsweise einfach, alles andere wird schon schwieriger. Nur langsam kamen wir an den Punkt, Fragen formulieren zu können und die Antworten halbwegs zu verstehen. Doch wenn die Waika untereinander schnell sprachen, bekamen wir die Details nicht mit, sondern wussten höchstens, worum es ungefähr ging. Auch beim zeremoniellen Sprechgesang, bei dem die Wörter stark akzentuiert und gedehnt werden, hatten wir Verständnisprobleme. Kein Waika sprach Spanisch auch nur in Ansätzen, oder eine andere indianische Sprache, über die wir einen sprachlichen Zugang hätten finden können.

Hatten Sie damals Aufnahmegeräte dabei?

Ja, wir hatten Tondrahtgeräte, doch der Draht war so dünn, dass er sich sehr schnell verhedderte. Die wenigen

Interview vom 01.04.2009, durchgeführt mit Meinhard Schuster in Basel (Freigabe durch M. Schuster am 23.08.2011)

Transkription: N.N., Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Aufnahmen, die dennoch brauchbar waren, gaben wir dem Musikethnologen Kurt Reinhard, der sie analysierte.

Können Sie Otto Zerries etwas näher beschreiben?

Er war sehr freundlich und entgegenkommend, vorsichtig und besorgt, jedoch absolut zuverlässig und genau. Er hatte ein äußerst gutes Gedächtnis und war enorm belesen. Die handwerklichen Sachen - Wege freihacken, kochen, Holz sammeln - habe meist ich übernommen. Doch er war ein sehr fairer und angenehmer Reisepartner, es gab nie Verstimmungen zwischen uns. Auch seine Quellenkenntnisse waren hervorragend. Für die Expedition hatten wir die entsprechenden Bände des »Handbook of South American Indians«² dabei und konnten so zum Beispiel Vergleiche zwischen unserem Gebiet und anderen südamerikanischen Regionen schon vor Ort anstellen.

Einmal fuhr Zerries zu einem Kongress nach São Paulo, ich blieb mit Barker allein im Busch. Wir hatten wenig Fleisch, ebenso wie die Indianer, mit denen wir eigentlich handeln wollten. Zu unserer Ausrüstung gehörten zwar zwei Gewehre, doch durch die Arbeit gingen wir nur selten auf die Jagd. Wir waren von der Zivilisation abgeschnitten, es gab nicht einmal ein Funkgerät. Post wurde uns alle vier Wochen mit einem kleinen Boot gebracht, nachts tippten wir die Antwort auf der Reiseschreibmaschine und am nächsten Morgen legte das Boot wieder ab. Die heutigen Kommunikationsmedien gab es ja damals noch nicht.

Sehen Sie im Zuge der Veränderung technischer Möglichkeiten auch eine Verlagerung der Fragestellungen bei Feldforschungen?

Ja. Bei uns ging es damals noch um das primäre Kennenlernen unbekannter Gruppen. Wir versuchten zum Beispiel herauszufinden, ob die Waika - eine Teilgruppe der Yanomani - Wildbeuter, Fischer oder Sammler waren. Auch ihr Verhältnis zu den nördlich benachbarten Makiritare interessierte uns. Bis auf die wenigen Informationen von Koch-Grünberg und Salathé wussten wir faktisch nichts. Es gab zwar einen venezolanischen Botaniker, der vor uns gerade in diesem Gebiet war, sowie einige französische Geographen, die den Orinoco in Richtung Quelle hinauf fuhren, aber sie konnten aufgrund der sprachlichen Schwierigkeiten auch nur wenig verstehen und waren nicht längerfristig vor Ort.

Durch diese frühe Feldforschung unterschieden Sie sich von anderen Promovierenden, die ja meist mit Archivmaterial arbeiteten. Hatte diese Differenz Auswirkungen auf Ihre Abschlussarbeit?

Nun, ich promovierte wie gesagt über die Kopfjagd in Indonesien. Damit alle Studierenden über eine gleiche Basis verfügten, konnte man am Institut in Frankfurt nur mit einer Literaturarbeit promovieren. Doch das Erleben von anderthalb Jahren Busch am Orinoco, das ist natürlich nicht aufzuwiegen. Wenn man als junger Mensch ins Feld kommt, hat diese Erfahrung schon einen stark und dauerhaft prägenden Einfluss – das habe ich oft beobachten können. Man merkt es zum Beispiel auch bei Malinowski: All seine Äußerungen bezog er ja letztendlich auf die Trobriand-Inseln, auch wenn er das dort Erarbeitete auf eine allgemeinere Ebene hob.

Ich war, zumindest emotional, lange Zeit Amerikanist. Ende der 50er Jahre rief Jensen Haberland, Straube und mich zu sich und machte uns klar, dass wir jeweils noch eine andere Region bearbeiten sollten als die, die wir schon hatten. Zum Vergleich sei das wichtig, damit man nicht bloß so monolinear das Fach vertritt. Haberland und ich wählten noch die Südsee - dank Petris Einfluss - und Straube wählte Nordasien und lernte Russisch. Es dauert Jahre, bis man in so ein Gebiet reinkommt, bis man weiß, wer alles dazu schon etwas gesagt hat. Das ist nicht „hopp-hopp“ zu machen. Bis man weiß, wo was sein kann, ohne dass man bereits die Belege kennt, bis man weiß, ob ein Kulturphänomen an einem gegebenen Ort überhaupt denkbar ist – dazu braucht man sehr viel Anschauung, sehr viel Wissen, um eine zunächst aus dem hohlen Bauch kommende Vermutung abzuschätzen.

Sie sprachen vorhin die dritte Frau von Jensen an, die positiv auf das Institut wirkte. Spielte auch Editha Frobenius, die Frau von Leo Frobenius, eine Rolle?

Sie war eine allgemein geachtete Respektsperson, die an der Kulturmorphologischen Arbeitsgemeinschaft und allen Vorträgen teilnahm. Sie war hochgebildet, man merkte ihr die Klugheit sofort an. Mit ihrem Mann hatte sie doch dieses oder jenes auszuhalten. Ich erinnere mich auch noch daran, wie 1961 Léopold Sédar Senghor nach Frankfurt kam, wo man ihn mit einem roten Teppich am Institut begrüßte. Natürlich traf er sich mit Jensen, aber vor allem wollte er Frau Frobenius sehen. Er schien glücklich über die Zusammenkunft, und auch sie war auf ihre vornehme Art angetan.

Können Sie die »Kulturmorphologische Arbeitsgemeinschaft« etwas näher charakterisieren?

² Julian Steward (Ed.), Handbook of South American Indians (1st ed.), Smithsonian Institute, Bureau of American Ethnology, 1947.

Zur »Kulturmorphologischen Arbeitsgemeinschaft« gehörten alle, die im Haus wissenschaftlich arbeiteten, und die geschätzten Gäste, die eingeladen waren und durchweg über religionsethnologische Themen referierten. Das waren nach dem Kriege etwa Baumann, der auch eine Zeitlang nebendran wohnte; Egon Schaden und Paul Kirchhoff während ihres längeren Aufenthaltes als Gastprofessoren in Frankfurt; und bis zu seinem frühen Tod 1956 Adolf Friedrich, der von Mainz herüber kam mit seinen Studenten. Auch Editha Frobenius gehörte dazu. In diesem Kreis, der recht groß war, gab es immer drei oder vier Professoren, die nicht zum Haus gehörten. Werner Müller war einmal hier, der Religionswissenschaftler aus Tübingen, und Hermann Trimborn. Es war ein hochrangiger Vortragskreis. Das Kulturmorphologische, wie es Jensen entwickelte, meinte die auf religiösem Gebiet besonders deutlich fassbare Gesamtgestalt einer Kultur: eine Kernidee mit ihren jeweiligen Ausgestaltungen, also das Weltbild mit seinen Verzweigungen in den anderen Kulturbereichen, wie vor allem Wirtschaft und Sozialordnung. Sie bilden zusammen ein dichtes Gefüge; das bedeutet forschungspraktisch, dass man die primären Fragen an einem fremden Ort zunächst einmal herausfinden muss – also welche Fragen ich überhaupt zu stellen habe. Kein Raster, mit dem ich ankomme - das haben wir nie gemacht, darüber haben wir immer gelacht -, sondern dass man hinkommt und sieht, was hat denn womit zu tun, und dann versucht, die dichtereren und weniger dichtereren Zusammenhänge in der jeweiligen Kultur zu finden.

Wurde auch Wilhelm Emil Mühlmann eingeladen?

Mit ihm stand man eher in einem etwas gespannten Verhältnis, zumindest in den späten Jahren gehörte er dem Kreis nicht mehr an. Es gab zwar Kontakt, aber die Auseinandersetzungen waren doch relativ hart. Gleichzeitig versuchte man, sich gegenseitig mit Respekt zu begegnen.

Wie war das Verhältnis zwischen Jensen und Baumann?

Jensen hätte, wie ich einmal hörte, Baumann am liebsten als seinen Nachfolger gesehen. Die Unterschiede zwischen beiden waren gar nicht so groß, wie das in der Diskussion manchmal erschien. Stark vereinfacht könnte man es so sagen: Baumann schaute eigentlich von oben nach unten, er befasste sich mit den so genannten Hochkulturen und ihrer Ausstrahlung in umgebende - auch fernere - Regionen. Am Frobenius-Institut blickte man eher von unten nach oben, indem man die Kulturgeschichte der Menschheit im Wesentlichen als einen Prozess verstand, der vom Wildbeuterstatus über Zwischenstufen schließlich zu den Hochkulturen hinführte.

Auch Lázló Vajda, der 1956 nach Deutschland emigrierte, war Teil der Arbeitsgemeinschaft. Für ein halbes Jahr lebte er im Gästezimmer unseres Hauses. Sein regionaler Schwerpunkt war Ostafrika, doch auch mit Nordasien kannte er sich aus und sprach zudem Russisch. Seine Perspektive war Jensens Ansatz entgegengesetzt und folgte eher der Linie Baumanns, wobei die inhaltlichen Unterschiede zwischen Jensen und Baumann nie so weit gingen, dass man sich als Wissenschaftler nicht ernst genommen hätte. Die beiden haben sich durchaus respektiert, und man hat von Jensen nie ein böses Wort über Baumann gehört. Baumann besaß ja ein enormes Wissen über die afrikanischen Kulturen, und Jensen hat ihn in seinen Vorlesungen stets als den bedeutendsten deutschen Afrikanisten bezeichnet.

Stimmt es, dass Baumann Jensen auf einer DGV-Tagung gegen die Angriffe Mühlmanns verteidigte?

Ja. Ich war auch auf dieser Tagung, die 1959 in Stuttgart stattfand, und glaube mich daran zu erinnern. Meiner Meinung nach hat Mühlmann Jensen missverstanden und sowieso die Bedeutung der Mythen im einheimischen Denken unterschätzt – vielleicht auch deshalb, weil er selbst, von einem kurzen Aufenthalt in Sizilien abgesehen, keine Feldforschung betrieben hat.

Worin sehen Sie die heutigen Kernbestände des Faches – auch in Abgrenzung zu anderen Fächern?

Für mich sind sie heute nicht anders als früher. Im Grunde geht es um die Erfassung von Systemen und Strukturen fremder Lebenswelten. Das kann durchaus auch die Lebenswelt eines Handwerkers in einem hiesigen Dorf sein, wenn das Dorf groß genug ist, um eine Arbeitsteilung hervorzubringen, und mit anderen Orten verzahnt ist. Dann schaut man, welchen Austausch es gibt und welche Gedankengebäude vorhanden sind. Die Volkskunde kann da sicher einen guten Einstieg bieten, denn anders als damals in Deutschland wurde sie hier in Basel nie nur als eine Ergänzungswissenschaft zur Altgermanistik angesehen. Vielmehr war sie in der Schweiz mit der Vielfalt ethnographischen Forschens verbunden; das lässt sich linguistisch auch mit Blick auf die verschiedenen Dialekte feststellen, denen eine große Bedeutung eingeräumt wird. Das versuchte ich auch den Studenten zu vermitteln, gemeinsam mit meinem Kollegen, dem Volkskundler Hans Trümpy. Wir haben Feldforschungsübungen in den hiesigen Dörfern organisiert, mit einer Aufteilung auf die jeweiligen Handwerker, und wenn möglich mit Blick auf ein Gesamtthema. So gingen wir zum Beispiel in ein Dorf an der Grenze zwischen dem deutschsprachigen und dem welschen Teil der Schweiz und schauten, wie die Beziehungen der einzelnen Bauernhöfe zueinander und nach außen aussahen. Wir führten auch andere

Interview vom 01.04.2009, durchgeführt mit Meinhard Schuster in Basel (Freigabe durch M. Schuster am 23.08.2011)

Transkription: N.N., Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Übungsprojekte mit den Volkskundlern durch, etwa in einem Weinanbaugebiet. Dort befassten wir uns mit den einheimischen Vorstellungen von Wein, Ökonomie und Bildung. In diesem Zusammenhang sichteteten wir im Vorfeld die entsprechenden Archive, etwa in den Pfarreien, folgten im Feld aber nur den mündlichen Überlieferungen. Daran hatte ich ein Interesse, denn die Ethnologie war zunächst ja ein mündlich arbeitendes Fach. Es erscheint mir wichtig, mit den Studenten das Gespräch zu üben, damit darauf geachtet wird, dass der Fragende nicht die Richtung vorgibt, sondern gegebenenfalls abwartet, worauf die angesprochenen Gruppen selbst weiter eingehen. Es geht darum, die jeweilige Lebenswelt in ihren diversen Ausprägungen mit ihren eigenen Denkwegen, Maßstäben und Schwerpunktsetzungen zu erfassen.

Aber auch in der Schweiz gibt es doch Auseinandersetzungen zwischen Ethnologen und Volkskundlern, wenn es um das Abstecken der jeweiligen Fachgrenzen geht.

Ja, durchaus, jedoch deutlich abhängig von der jeweiligen individuellen Akzentsetzung innerhalb des Faches und auch eher in der Deutschschweiz als im welschen Landesteil, der eher der verbindenden französischen Linie folgt. In der Schweiz war das Wort »Volk« allerdings auch weniger stark belastet als in Deutschland, und so benannte sich die Volkskunde auch erst später in Europäische Ethnologie um. Hier in Basel gibt es die Ethnologie und daneben die Europäische Ethnologie, die kein Teil der Ethnologie ist, sondern eigenständig existiert. Zudem gibt es mit dem Völkerkundemuseum ein sehr großes Haus, das von Anfang an auch die Volkskunde beinhaltete und ihr eine eigene Europa-Abteilung stellte. Am Museum war der Zusammenhalt der verschiedenen Disziplinen im Idealfall auch recht eng, es bestand zum Beispiel die Möglichkeit, Objekte, Rituale oder Arbeitstechniken ferner und naher Kulturen miteinander zu vergleichen. Es gab recht ähnliche Arbeitsfelder, das vertrug sich relativ gut. Wir Ethnologen kommen da auch mit den Soziologen zusammen, trotz unterschiedlicher Ansätze und Methoden. Die Verbindung zur Altgermanistik ist in Basel eher schwach ausgeprägt, während der Austausch mit der Altphilologie im Vergleich zu meinen Erfahrungen in Frankfurt stärker vorhanden ist – mein über zehn Jahre älterer und bereits verstorbener Kollege Trümpy war ja auch ein Altphilologe, der schließlich über Bachofen zur Volkskunde kam.

Sie sagten, dass es oft Jahre dauert, sich in bestimmte Sachverhalte oder regionale Schwerpunkte einzuarbeiten. Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die zunehmende Ökonomisierung des Faches?

Um verlässliche Aussagen über bestimmte Kulturphänomene treffen zu können, bedarf es umfangreichen Wissens. Man kann nicht schnelle Schlussfolgerungen ziehen. Bevor man aber wirklich - auch im öffentlichen Raum - etwas zu einer Lebenswelt sagen kann, sollte man dort möglichst im Feld gewesen sein. Das habe ich in meinen Vorlesungen stets betont. Man ist dann in der Position, nicht nur über den Gehalt der Thesen von Autor A, B oder C zu diskutieren, sondern man ist selbst eine Person A, B oder C, die tatsächlich in diesem oder jenem Gebiet war. Das ist eine ganz andere Grundlage. Wenn man immer nur die Meinungen anderer abwägt, ohne einen davon unabhängigen eigenen Standpunkt zu haben, dann wird es schwierig. Ein Urteil kann meines Erachtens am besten durch die eigene Erfahrung zustande kommen, daher war das Rausgehen in die Feldforschung für das Frankfurter Institut auch immer ganz wesentlich.

Was die Zukunft der Ethnologie betrifft, so denke ich, dass wir ein starkes Fach sind und unserem ganzheitlichen Zugriff bei der Erforschung von Lebenswelten treu bleiben sollten. Da gibt es allerdings auch Mängel, beispielsweise im Hinblick auf das Feld der Musik: Wenn man nicht Musikethnologe ist, kann man über die klangliche Ebene fast nichts sagen, obwohl sie eigentlich enorm wichtig ist. Und obwohl man von Anfang an bescheiden sein soll, um nicht am großen Ganzen zu scheitern, halte ich die Bemühung, möglichst wenig auszuklammern, für sinnvoll. Man sollte sich nicht ausschließlich mit einem Spezialgebiet und zwei oder drei Anschlussfragen beschäftigen, sondern die Fülle des Ganzen erst einmal wahrnehmen, selbst wenn man zunächst fast nichts versteht. Die Hilflosigkeit, die sich beim Aufenthalt in fremden Kulturen erst mit der Zeit zu wandeln beginnt, ist durchaus fruchtbar und verweist auf die gute Tradition in unserem Fach. Schon früher, beim Zusammenführen und Ordnen der Objekte in den Museen, stellte man sich zunächst ungeschickt an, man denke etwa an die Kulturkreislehre. Doch die Idee, aus dem Vorhandenen die Lebenswelt im ganzen zu erschließen, kann unser Fach gut umsetzen – also zu zeigen, was den jeweiligen Menschen wichtig ist, was sie wahrnehmen und was sie bewegt; was sie denken und wie sie ihr Zusammenleben organisieren.